

"Woher diese Unart?"

Autor(en): **Steiger-Lenggenhager, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chen in der Hoffnung, zuerst an ihm zu sein, und dann erleben, daß ein anderer um kurze Zeit zuvorgekommen, und nachher unter furchtbaren Mühsalen das Ziel der Rettung nahe sehen und doch davor sterben müssen. Wir aber, die wir am häuslichen Herde von solchem Schicksal lesen, fühlen uns gesichert und danken es unserem eigenen, daß es uns vor ähnlicher furchtbarer Enttäuschung und ähnlichem furchtbarem Ausgange bis dahin freundlich bewahrt hat. Es ist so schön, geborgen zu sein am häuslichen Herde.

Erst im folgenden Südpolar sommer, acht Monate später, konnte eine neue Expedition die Verunglückten auffuchen. Sie fand sie am 11. November in dem im Schnee fast vergrabenen Zelte. Wilson und Bowers lagen in ihren Schlafsäcken, die sie über dem Kopf geschlossen hatten, Scott im Schlafsack mit aufgeschlagenen Klappen, mit geöffnetem Rocke, den Arm um Wilson geschlungen, unter dem Kopfe die Tasche mit den Tagebüchern. Nach Verrichtung eines Gebetes türmten die Teilnehmer der Expedition einen mächtigen Schneehügel über den drei Leichen, rammten auf ihm ein schlichtes, aus Schneeschuhstäben gefertigtes Kreuz ein und befestigten an einer Bambusstange eine Metallkapsel mit Urkunde darin. Auch den unglücklichen Oates, der im Schneesturm dem Tod entgegenging, suchten sie, doch vergeblich. Da, wo sie sein Grab nahe im hohen Schnee vermuten konnten, errichteten sie auch ein schlichtes Kreuz und hinterließen sie ein Merkmal mit einer Metallkapsel.

Ruhmvoll haben die fünf Männer um ein hohes Ziel gerungen und gelitten und mit Würde haben sie ihr grausames Schicksal getragen. Helden sind sie gewesen, so herrlich und des Nachruhmes ebenso wert, wie Helden auf blutgetränkten Schlachtfeldern.

Wie klein, wie ohnmächtig ist doch der Mensch bei all seiner Erkenntnis, Wissenschaft und rechnerischen Kunst gegenüber den Gewalten der Natur, und er wird es in gewissem Maße in alle Zukunft bleiben. Und doch wieder nichts Gewaltigeres auf Erden, als der Mensch, wenn er mit Einsatz all seiner geistigen und leiblichen Kräfte die Natur zwingt, ihm bis dahin unentschleierte Geheimnisse zu offenbaren.

Scotts und der Seinen Werk ist doch nicht umsonst gewesen. Ihr Schicksal aber erinnert an die schönen Verse Melchior Maïrs:

„Wenn wir in urgewalt'gem Streit
die großen Menschen sehn
aus innerster Notwendigkeit
dem Tod entgegengehn,
da möchten wir dem Heldenschwung
in des Geschickes Zwang
zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!“

„Woher diese Unart?“

„Es ist wahr, meine Kinder sind jetzt im lieblichsten Alter, man muß es wohl noch recht genießen; später, wenn einmal die Unarten anfangen, der schlechte Einfluß der Schulkameraden sich geltend macht — ach, es soll nicht immer erfreulich sein für die Eltern, all dem Unkraut wehren zu müssen, das da ohne unsere Schuld aufschießt.“ — Ja, ich glaube, meine Freundin

hat recht: es kommt ein Alter bei den Kindern, wo fremde Einflüsse sich geltend machen, nicht immer gute, wo ein Mutterherz manchmal erschrickt: woher das? woher jenes? Aber nicht alles, was uns nicht gefällt, ist von bösen Händen gesät oder vom Wind — woher? wohin? zugetragen worden, sondern vieles ist uns selbst unterlaufen, als wir den Acker bestellten, wir hatten den Samen nicht gut erlesen, oder den schlechten nicht erkannt, oder wir hatten in der besten Absicht unserm Pflänzchen zu viel des Guten zukommen lassen; wir wundern uns, wenn es wilde Triebe zeitigt und nach vielversprechender Blütezeit nicht die erwarteten Früchte trägt, wenn sich Schmarozer breit machen. Wer hat uns das angetan?

Es bekümmert dich, daß dein Kind so egoistisch ist, so begehrlieh? Alles was es sieht, möchte es haben, es kann an keinem Schaufenster vorbeigehen, von keiner Kindergesellschaft kommen, ohne daß hundert Wünsche in ihm aufsteigen, es kann nichts Schönes betrachten, ohne den Wunsch nach seinem Besitz — wie soll das mit ihm werden? Woher das? Es sieht doch, daß Vater und Mutter sich so vieles versagen. — Ja woher? Gehörtest du vielleicht, als es noch klein war, auch zu jenen Müttern, die ihrem Kind, weil es „doch gar so herzlich ist“ und auch „den Verstand noch nicht hat“, nichts abschlagen konnten? Die, wenn es auf der Straße bei einem andern Kind einen bunten Ball sah und begehrte, sofort mit dem Trost zur Hand war: ja, ja, du mußt auch so einen haben, und wenn es bei Tisch ungeduldig nach einem Stück Kuchen langte: ja, ja, das Schätzeli muß auch haben, es muß von allem haben, was da ist; ja, die sich wohl gar entschuldigend an den Gast wandte: „Nicht wahr, ich darf schon zuerst dem Kleinen geben, es ist dann doch zufrieden.“ Und wenn ein Kleines in den Anlagen den Puppenwagen bei sich hatte und deins nicht und es weinte, sagtest du dann etwa auch zu dem fremden Kind: „Nicht wahr, du gibst deinen Wagen schon ein Weilchen meinem Märli, siehst du, es hätte ihn so gern,“ — für das fremde Kind ja eine gute Übung in der Nächstenliebe, für deins aber die Lehre: was man gern hätte, muß man haben, auch wenn man kein Recht darauf hat. Oder sagtest du zum Jungen am Sandhaufen: „Mein Hansli darf schon ein wenig deine Schaufel und dein Kübelchen haben, nicht? Es gefällt ihm so, und du hast ja jetzt lange genug damit gespielt.“ — Werden deine Kinder im Leben nicht noch oft genug z u s c h a u e n müssen, wo sie gern mitmachen, verzichten müssen, wo sie gern besäßen — und meinst du, d a s sei der Weg dazu, es ihnen leicht zu machen, anstatt sie zu lehren: das ist fremdes Gut, Hand weg davon! Ihr habt auch eure Freude, wo andre entbehren; es wächst auf der Welt nicht alles nur für euch.

Oder war es Flug von jener Bekannten, die mir erzählte — es war nach Weihnachten — ihre beiden Buben hätten genau dieselbe Eisenbahn geschenkt bekommen, damit es keine Neiderei und keinen Zank drum gebe. Sie meinte, sehr pädagogisch und sehr gerecht verfahren zu sein, und die Kinder ließen denn auch richtig ihre Eisenbahnen auf dem Schienentreislein herumlaufen, anderes war ja nicht anzufangen damit. Heißt das fürs Leben erziehen? Wird später das Schicksal immer genau gleich verteilen? Wäre nicht der Charakterbildung und zugleich dem Spieldrang der Kinder besser gedient gewesen, wenn sie die Eisenbahn g e m e i n s a m erhalten hätten und dafür etwa noch ein paar hübsche Zutaten, ein großes Schienennetz etwa, mit dem etwas anzufangen gewesen wäre, und sie hätten gelernt, daß ein

einiges Zusammenarbeiten beider Besitzer beiden doppeltes Vergnügen macht, daß Bank beiden das Spiel verdorben hätte. Der Gerechtigkeitsinn der Eltern kann sich bei andern Gelegenheiten viel gesunder betätigen als bei allzugroßer Ängstlichkeit in der Verteilung der Geschenke.

Du fragst dich, warum Trudi so, — wie sagst du doch? — so mißgünstig sei andern gegenüber? Jüngst erzählte mir eine Mutter mit Befriedigung von dem Trick, den sie anwende, wenn ihre Kleine nicht essen wolle: „Wenn du jetzt nicht gleich deine Schnitte issest, so bring ich's dem Gretli!“ (dem Nachbarkind), dann mache es sich gleich darüber her. Und riebst du es nie vom Garten herauf und stecktest ihm heimlich seinen „Znüni“ zu: „iß du das jetzt gleich hier, die andern brauchen es nicht zu sehen, sonst muß ich ihnen auch geben.“ Hätten die paar Äpfel oder das Stück Schokolade, an fremde Kinder verschenkt und dem deinen entzogen, seiner Seele nicht mehr gefrommt als deine Weisheit? Du dachtest nicht daran, was für einen bösen Reim du sätest.

So unversöhnlich ist es auch, dein Kind, so nachträgerisch? Hast du es etwa gemacht, wie jene Frau, die ich kürzlich ein Nachbarskind ausschelten hörte mit den Worten: „Ja, und dann hast du auch letzten Sommer meinem Bubi einen Stein nachgeworfen, das vergift er dir nicht“ (besagter Bubi war damals drei oder vier Jahre alt und hörte nun seither wahrscheinlich zum so und so vielen Male, daß er das nicht vergesse) — ich fürchte sehr, daß Bubi später auch seiner Mutter vieles nicht vergessen wird.

Wie lästig, wenn Kinder immer am Essen herumtritteln. Und doch, wenn der Vater vor ihren Ohren nörgelt, sollen sie da alles gut finden? Geschieht ihnen ein Gefallen damit, daß man sie „gschnäderfräsig“ macht, wie der Berner dies urchig nennt? Gesunde und unverwöhnte Kinder haben in der Regel einen so guten Appetit, daß ihnen fast alles schmeckt; erst da, wo sich das Gespräch häufig über das So oder Anders der Speisen dreht, wo die Kinder, sei es am Familientisch, sei es, wenn du mit Freunden dich unterhältst, dich mit einer Wichtigkeit und einem Eifer, als gelte es der Seele Seligkeit, über Fragen verbreiten, wie die, ob der Rindzbraten besser schmeckt mit Knoblauch oder Zwiebeln, der Hasenpfeffer mit Rosinen oder ohne, jene Lorte mit Kirsch oder Zitronensaft, mit einem ganzen oder einem halben Löffel, dieses Gericht mit süßem oder saurem Rahm gekocht — erst da geht es ihm auf, daß das „Lebensfragen“ sind, an denen auch es künftig nicht wie ein Bauernjunge vorbeistolpern darf. Klage nicht über die Rute, die du dir und ihm gebunden hast.

Dein heranwachsendes Töchterchen will den Schulhut nicht den dritten Sommer tragen. Warum nicht? Es war doch sonst gar nicht eitel. Das schon nicht, es huldigte der naiven Ansicht, daß jedes Kleidungsstück getragen werden könne, bis es „durchgebraucht“ sei wie Wäsche oder Schuhe. Aber seitdem du einmal voller Stolz und Freude erzähltest: Ich hab' meinen Hut umgeändert so und so, nun merkt kein Mensch, daß es der letztjährige ist, seither weiß deine dreizehnjährige, die anfängt, solchen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß es höchst ehrenrührig ist, wenn man merkt, daß einer seine Ausstattungsgegenstände schon mehr als einen Sommer oder Winter auf dem Gewissen hat. Wundere dich also nicht, wenn es künftig Toilettenkämpfe abseht. Wundere dich auch nicht, wenn von heut auf morgen bei deinem Jungen die Schürze in Ungnade fällt. Stand er nicht eben dabei,

als du deiner Freundin rühmtest, wie er sich „gar nicht schäme“, in der Arbeitsschürze am Spiel seiner Kameraden teilzunehmen? Brachtest du ihn nicht vielleicht gerade durch deine Worte zum Bewußtsein, daß eine Schürze für so einen Buben eigentlich eine Schande sei?

Ich meine: daß Mütter, die überhaupt über die Erziehung ihrer Kinder nachdenken, keine so primitiven Fehler begehen wie Unwahrheiten vor Kinderohren, Verheimlichen vor dem Vater, Sich-verleugnen-lassen u. s. w. ist wohl selbstverständlich. Aber es gibt außer diesen für jeden offensichtlichen Schaden in unserm Alter noch eine Unmenge von Bakterien, deren wühlende Arbeit wir nicht sehen, bis eines Tages sie sich uns in ihren Folgen erschreckend offenbart. Für diese „Bagatellen“ im Umgang mit unsern Kindern, von denen ich nur einige aus dem Leben geschöpfte Proben herausgriff und die wir in der Regel nicht beachten, ehe sie sich auf ungesunde Art ausgewachsen, sollten wir unser Erzieherauge schärfen lernen.

Marie Steiger-Bengenhager.

Das Glück.

Zu eng war mir das alte Haus.
Ich wollt's nun einmal wagen
zu wandern in die Welt hinaus,
das Glück mir zu erjagen.
Ich dacht' in frohem Jugendmut,
das holde Glück es wär mir gut.

So zog ich fort, landaus, landein
viel Großes zu vollbringen;
ich dacht', die halbe Welt wär' mein,
ich könnt' sie leicht bezwingen.
Doch niemals hielt beim fremden Gast,
beim fahrenden, das Glück die Rast.

Oft trieb's mit mir ein frevles Spiel
stand winkend an den Straßen;
schon glaubt' ich nahe mich beim Ziel
und wollt' es jubelnd fassen —
dann sah's mir lächelnd in's Gesicht
und tänzelt fort: „Du fangst mich nicht!“

Da kehrt' ich heim aus fremdem Land
voll Zorn und wildem Jammer
und nahm die alte Art zur Hand
und nahm den schweren Hammer
und schlug und schaffte immerzu
und gönnte mir nicht Rast noch Ruh!

Und um das große, ferne Glück
wollt' ich mich nicht mehr scheren,
um ein bescheidenes Geschick
galt's künftig sich zu wehren.
Ich tat's mit immer größ'rer Lust,
und immer freier ward die Brust.

Und eines schönen Morgens war
ein Gast in meiner Hütte
mit lichtem Kleid und gold'nem Haar
und leichtem, leisem Schritte,
der sah mich an mit holdem Blick:
„Ich komm' zu dir, ich bin das Glück!“

Anna Stüßi.

Mühselige Hauswissenschaft.

Die Bedeutung der Mandeln für Gesundheit und Weisfahigkeit.

Erkrankungen der Mandeln brauchen, wie jetzt einwandfrei feststeht, nicht örtlich beschränkt zu bleiben, sondern sie können auch Fernwirkungen